Grossadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637582

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

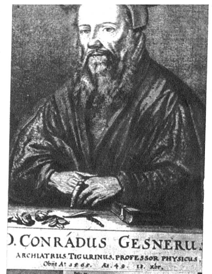
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizer Aerzte als Forscher, Entdecker und Erfinder

Im Zusammenhang mit der Wanderausstellung, die momentan in Bern und später in andern Städten gezeigt wird, möchten wir auch in der «Berner Woche» die grossen Verdienste einiger Schweizer Aerzte erwähnen und in der heutigen, sowie in den folgenden Nummern einen kurzen Ueberblick über die wichtigsten Entdeckungen und Erfindungen geben.

Wenn Schweizer Aerzte als Forscher, Entdecker und Erfinder dokumentiert werden, so möge man bedenken, dass es nicht immer die Medizin war, die durch ihr Wirken bereichert wurde. Ausbildung und berufliche Tätigkeit bringen den Arzt wie kaum einen anderen Menschen mit den verschiedensten Weisen und Lebensgebieten in Berührung. War es bis zum 19. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches, wenn ein Mediziner Botanik oder Zoologie dozierte oder sogar einen Lehrstuhl für Physik für Rhetorik oder Griechisch erhielt, so zeigt das, wie wenig geschieden damals noch die Disziplinen waren und welches Gewicht man auf die Universalität der akademischen Bildung legte, wie verhältnismässig klein, aber auch der Bereich des eigentlichen medizinischen Wissens war. Unter solchen Umständen ist es verständlich, dass der Mediziner, seiner Neigung folgend, sich ohne grosse Hindernisse eine Tätigkeit wählte, die ihn unter Umständen weitab von ärztlichem oder medizinischem Wirken führte. Aber auch in neuester Zeit noch, wo die Spezialisierung der Medizin zu einer Konzentration der Kräfte auf das Besondere drängt, haben Schweizer Aerzte sich auf dem Gebiet der Naturwissenschaften oder dem der Geisteswissenschaften hervorgetan.



Théophile Bonet 1620—1689

Als Stadtarzt in Neuenburg bemühte er sich vor allem um die Verbesserung des Gesundheitswesens. Früh schon plante er ein «Vademecum» für den praktischen Arzt. Die Richtung wies ihm dabei sein früh bekundetes Interesse an Fragen der pathologischen Anotomie. Die Ergebnisse seiner pathologisch-anatomischen Studien sind in dem grossen Sammelwerk «Sepulchretum» niedergelegt. Jede Beobachtung enthält Angaben über Krankheitsverlauf, Todesursache und vorgefundene Veränderungen an der Leiche, die in Zusammenhang mit der Krankheit stehen. In dieser systematischen Art der Beobachtung an der Leiche war Bonet bahnbrechend.

Johann Jakob Wepfer 1620—1695

Das wissenschaftliche Werk Wepfers lässt sich gliedern in Forschungen über Bau und Funktion des Gehirns und der Eingeweide sowie über die Wirkungsweise bestimmter Gifte. Neue Aufschlüsse vermittelten besonders seine Beobachtungen über die Gefässe des Gehirns, die er mit Hilfe von Injektionen farbiger Flüssigkeiten klarlegte. Diese Beobachtungen ergänzte er durch wertvolle Hinweise auf die allgemeine Pathologie. Klassisch ist seine Beschreibung der Vergiftungserscheinungen nach Genuss von Wasserschierling geworden. — Wepflers Forschungen erstreckten sich aber auch auf pflanzliche und mineralische Stoffe, und er erkannte u. a. auch die chronische Quecksilbervergiftung als gewerbliche Schädigung.

Conrad Gessner

Geboren 26. März 1516, gestorben 13. März 1565 in Zürich. Neben seiner Tätigkeit als Arzt und als Lehrer der Physik fand er noch Zeit, die «Bibliotheca universalis» zusammenzustellen, mit der er der Begründer der Bibliographie geworden war. Leider konnte Gessner sein verheissungsvolles Werk, die Botanik, nicht zum Abschluss bringen, der Nachlass wurde erst später bearbeitet. Gessner hat als einziger unter seinen Zeitgenossen die Blüten und Samen der Pflanzen bis in alle Einzelheiten betrachtet und ihren Wert für die Bestimmung der Verwandtschaft erkannt. Als Erforscher der Flora und Fauna der Alpen führte er das für die damalige Zeit erstaunliche Unternehmen einer Pilatusbesteigung aus. 1555. Wohl als erster hat er Abbildungen von Kristallen und Petrefakten veröffentlicht.

Felix Platter, 1536—1614

Platters Ruhm als praktischer Arzt war gross. Er machte sich um den medizinischen Unterricht in Basel sehr verdient, indem er öffentliche und private Sektionen sowie Demonstrationen am Krankenbett einführte. — Erst in späteren Jahren seines Lebens verfasste Platter jene Werke, die für die spezielle Krankheitslehre von höchster Bedeutung geworden sind. Eine bahnbrechende Neuerung bedeutete es, dass Platter als erster die Krankheiten nicht nach ihrem organischen Sitz, sondern nach ihren hervorstechendsten Merkmalen ordnete. Ganz neue Perspektiven eröffnete es auch, dass Platter die Geisteskrankheit nicht mehr auf Zauberei oder auf Dämonen, sondern in der Hauptsache auf natürliche Ursachen zurückführte. Auch einige Frauenleiden und den spezifischen Charakter der Kinderkrankheiten wusste er klar herauszuarbeiten. Zudem hat er mit einer Statistik über die Pest eine ganz neue Art des Studiums von Epidemien eingeführt.

Die rote Venus

«Du kannst gleich essen, lieber Ruedi, ich habe mich eben etwas verspätet. Kannst du erraten, was ich in der Stadt gesehen habe?»

«Nein», erwiderte der Ehemann Ruedi Müller, der soeben von der Arbeit zurückgekehrt war. «Was gibt's denn neues?»

«Endlich habe ich es gefunden, Ruedi, ein Traum, und ganz die Farbe, welche ich mir immer gewünscht habe.» — «Ich komme gar nicht nach, von was du mir eigentlich erzählst, Elsbeth», fiel ihr Ruedi ins Wort.

«Von was! Doch von meinem neuen Kleid, das ich schon so lange benötige. Ich darf es doch haben, lieber Ruedi, gelt?»

«Was sagst du da, ein neues Kleid möchtest du haben. Da gibt's nichts draus, schlage dir die Sache nur aus dem Kopf. Bald bei jedem Mondwechsel musst du ein neues Kleid oder einen Hut haben. Da ist Frau Seeholzer unter uns zum Beispiel bedeutend weniger anspruchsvoll.»

«Das stimmt nun aber ganz und gar nicht, Ruedi, gerade heute nachmittag hat sie sich ein allerliebstes Maskenkostüm gekauft, weil das alte unmodern war.»

«Lass mich in Ruhe, mit diesem Mummenschanz. Mag Frau Seeholzer an den Maskenball gehen oder nicht, mich bringt man jedenfalls nicht dorthin.»

«Oh, du hast früher auch mitgemacht, tue nur nicht so», erwiderte Frau Elsbeth. — «Man wird älter und gescheiter, und wenn du mich überhaupt jemals noch einmal an einem Maskenball treffen solltest, bin ich sofort bereit, dir ein neues Kleid zu kaufen. Ich muss jetzt essen, wir haben heute Kegelabend.» Die Uhr der nahen Kirche schlug die 7. Abendstunde, als Ruedi Müller die Wohnung verliess. «Warte dann nicht auf mich, Frauchen, es kann spät werden», rief er noch seiner Ehegattin zu und war im nächsten Moment verschwunden.

Frau Elsbeth war mit der Küchenarbeit fertig und sass im Wohnzimmer an einer Strickarbeit. Es war bald 9 Uhr, als plötzlich das Telephon schrillte. «Ja, Müller, wer ist dort? Ah, du bist es, Ruth, wie geht es? Wie, was sagst du, ist doch nicht möglich! Bist du denn auch ganz sicher?» Gespannt hatte Frau Elsbeth in den Hörer hineingehorcht und hängte nun wieder auf. «Das kann gut werden», sprach sie halblaut vor sich hin, während sie die Schranktüre zu ihrer Garderobe öffnete. Hier in dieser Schachtel muss es sein, mein altes Maskenkostüm. In diesem hat er mich noch nie gesehen. Jetzt fehlt nur noch die seidene Halbmaske.

Im Hotel «Ochsen» war Hochbetrieb. Pierrots, Chinesen, indische Maharadschahs, Kaminfeger, Biedermeier Dämchen und andere mehr, tanzten zur Musik des Ballorchesters, das soeben zu einem Wiener Walzer angesetzt hatte. Direkt neben dem Saaleingang sass eine anmutige Venezianerin und erlabte sich an einem Orangina. Plötzlich ging die Türe auf und eine reizende rote Venus trat ein. Ihr Kostüm war ein einziger Komplex rotleuchtender Seide und eine dito farbene Maske bedeckte geheimnisvoll den Oberteil ihres Gesichtes. Bei ihrem Erscheinen hatte sich die Venezianerin erhoben und dicht an die neu Angekommene herantretend, flüsterte sie dieser zu: «Ich bin es, Elsbeth, die Ruth, komme mit, er ist noch da.»

In unmittelbarer Nähe des Buffetts, wo alle möglichen Leckerbissen zu haben waren, sassen ihrer Vier in ziemlich angeheitertem Zustande. Sie waren weiter nicht kostümiert als mit einer schwarzen Halbmaske. Der eine von ihnen, ein kleiner, dicker Herr mit hochgerötetem Gesicht, meinte eben zu seinem Gegenüber: «Du Ruedi, ich verwende den genau gleichen Trick und immer noch mit Erfolg. Darauf brachen alle in ein schallendes Gelächter aus und stiessen mit den Gläsern auf gutes Gelingen an. Es war 11 Uhr geworden. Die vier Gentlemen hatten schon lange Zuzug erhalten. Eine rote Venus und eine Venezianerin hatten sich ihnen beigesellt und schienen sich aufs trefflichste zu unterhalten. Zwischenhinein wurde fleissig getanzt und die neue Bekanntschaft gebührend gefeiert . . . Ruedi Müller hatte einen richtigen Schwips und gab sich als Emil Stucki aus. Drei-, viermal schaute er auf seine Uhr, bis er sich inne wurde, dass es halb zwölf Uhr war. Das Orchester spielte gerade einen feurigen Csardas, als sich Ruedi von seinen Freunden verabschiedete. Mühsam bahnte er sich einen Weg durch den Maskenrummel nach dem Ausgang. Wie er jedoch das Hotel verlassen wollte, wurde er von den beiden Maskaronen eingeholt. «Wir kommen auch ein Stück mit, Emil, wenn du nichts dagegen hast», meinte die Venezianerin.

«Ach, warum denn nicht, aber wir nehmen einen Taxameter, denn die Kirchstrasse ist mir zu weit weg.»

Von irgendwoher verkündeten zwölf Schläge Mitternacht, als vor dem Hause Kirchstrasse 7 ein Auto anhielt. Nach Bezahlung der Taxe verschwanden die drei entstiegenen Fahrgäste im Hause. Ruedi Müller konnte kaum noch auf den Füssen stehen und war seinen beiden Begleiterinnen überaus dankbar, dass sie ihn ins Haus geleiteten.

«Ich danke Ihnen, es geht jetzt schon allein, meine Damen», sprach er mit schwerer Zunge und wollte die Treppe emporsteigen.

«Aber Herr Stucki, das können wir nicht verantworten, Sie in diesem Zustand allein zu lassen. Wir begleiten Sie doch wenigstens bis vor Ihre Mansardentüre.» Ruedi Müller stutzte einen Moment, als er mit Stucki angesprochen wurde. Dann kam ihm aber die Geschichte des vergangenen Abends wieder in den Sinn. «Pssst, nicht so laut», flüsterte er, «man könnte uns hören und im übrigen fühle ich mich wieder besser, Sie können gehen.»

«Daraus wird nichts», widersprach die rote Venus, «vorwärts, wir helfen Ihnen.» Alles Sträuben und Widersetzen half nichts und die beiden noch immer Maskierten zogen und schoben Ruedi langsam die Treppe empor. Dabei wurde er langsam nüchtern und erkannte je länger je mehr, in was für einer Gefahr er sich befand. Wie konnte er diese beiden los werden. Wenn seine Frau nur nicht dazu kam, sonst war er verloren. Ja, er machte sich geradezu unmöglich. Unterdessen waren sie im zweiten Stock, wo er wohnte, angelangt. Kam ihm denn kein glücklicher Zufall zu Hilfe?

Doch, er kam, aber nicht auf die Art, wie er ihn wünschte. Plötzlich öffnete sich die Wohnungstür und die Venezianerin gab ihm einen derben Stoss, dass er in den Gang hinein taumelte. Welcher Schreck, jetzt war er verloren. Durch die ausgestandene Angst war er komplett nüchtern geworden und stand nun ganz perplex den beiden Maskierten gegenüber, die ihn herzlich auslachten.

«So, Emil Stucki, deine Rolle ist ausgespielt, gib dir keine Mühe mehr.» Mit diesen Worten zog die rote Venus ihre Maske ab und seine Frau, die Elsbeth, stand vor ihm. War das denn möglich! Am liebsten wäre er in einen tiefen Schacht versunken und unsichtbar geworden.

«Gelt, das hast du nicht erwartet», ertönte hinter ihm eine Stimme. Wie er sich umdrehte, gewahrte er die Venezianerin, die gerade demaskierte. «Was, das bist du, Ruth! Ihr müsst mir aber erklären, wie ihr das fertig gebracht habt.»

Eine halbe Stunde später sassen alle drei in der Küche bei einem heissen Kaffee, wo Ruedi der ganze Fall klargelegt wurde. Ruth, die Freundin seiner Frau, war im «Ochsen» am Maskenball und hatte Ruedi auf den ersten Blick erkannt. Per Telephon wurde Frau Elsbeth davon verständigt und der Plan ausgeheckt, wie man Ruedi am besten erwischen könnte. Dieser gab sich denn auch geschlagen und Frau Elsbeth kam auf diese Weise zu ihrem so heiss begehrten Kleid. Eb.

Großadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu

«Wie schön das Meer heute ist, Diego!»

«Ja, Vater. Hoffentlich können wir recht bald die Segel lichten, um nach Cipangu zu fahren.»

Aufseufzend setzte sich Christoph Kolumbus auf die Klostertreppe, müde und abgekämpft. Sehnsüchtig schweifte sein Blick über den Golf von Palos hinaus ins offene Meer. Wie lange nun schon kämpfte er für die Verwirklichung seiner Ideen. Niemand wollte ihm Glauben schenken. Alle hielten ihn für einen phantasiebegabten Idealisten. In Portugal, wo der Genuese zuerst Verständnis für seine Pläne gesucht hatte, schenkte man ihm kein Gehör. Daraufhin versuchte er sein Glück in Spanien. Doch das Kollegium zu Salamanca trieb jahrelang sein Spiel mit ihm. Zuletzt hatte er sich mit einer lächerlich kleinen Rente zwischen Sevilla und Cordoba herumgetrieben, bald verzweifelnd, bald hoffend, immer wieder auf später vertröstet. Dann war eine scheinbare Wendung zum Günstigen eingetreten. Die Franziskaner im Kloster La Rabida hatten den Verzweifelten wie einen Bruder aufgenommen und sich bei den katholischen Königen Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien zu Fürsprechern gemacht. Das zog wieder neue Hoffnung in des Seefahrers Herz ein, und nun erwartete er den endgültigen Entscheid des Hofes.

«Welche Antwort uns Pater Perez wohl bringen mag? Wenn der König und die Königin doch nur ein Einsehen hätten für die Wichtigkeit meiner Vorschläge. Aber stets soll ich warten bis der Maurenkrieg zu Ende ist. Als ob ein Herrscher nicht auch für andere Sachen Interesse aufbringen sollte, als nur für Kriege. Doch wenn das umgehende Gerücht wirklich wahr ist, dass die Mauren verjagt und Granada eingenommen ist, so werde vielleicht auch ich endlich zu meinem Recht kommen und wenigstens angehört werden.»

Ein Hoffnungsstrahl schoss unter Kolumbus' buschigen Brauen hervor.

«Du würdest noch ganz andere Länder erobern, nicht wahr, Vater?»

«Und ob, mein Kind! Meine Entdeckungen würden den Fürstlichkeiten weit grösseren Gewinn eintragen, als Granada.»

«Bist du denn auch sicher, Vater, dass wir dort Schätze finden werden?»

«Und was für welche! Mach' dir darob keine Sorge. Aber vor allem will ich den Dummköpfen beweisen, dass die Erde rund ist — jawohl rund — so rund, wie die Orangen, die hier rings um uns her wachsen. Und ich werde einen kürzeren Seeweg nach Indien finden, wenn ich nach Westen fahre.»

Der Junge war ganz Aug' und Ohr. Wie oft schon hatte ihm der Vater von dem fernen Erdteil Cipangu erzählt. Doch er wollte immer noch mehr hören.

«Woher weisst du denn das alles, Vater, und die anderen nicht?»

«Schau, mein Sohn, über solche Dinge kann man Berechnungen anstellen. Die Wissenschafter tun dies auch, aber sie arbeiten zu sehr mit dem Kopf und nicht auch mit den Kräften des Herzens, sonst würden auch sie spüren, was ich schon lange Jahre weiss und woran ich unfehlbar glaube, auch wenn mich alle Welt verlacht. Doch mit dem Kopf allein geschehen keine grossen Taten.»

Inzwischen schritt auf sonnigen Pfaden Pater Perez seinem Kloster entgegen. Je mehr er sich näherte, desto schneller schritt er aus, denn er brachte gute Nachrichten. Schon von weitem schwang er das wichtige Dokument wie eine Siegesfahne. Kolumbus und Diego deuteten das Zeichen denn auch richtig und fielen dem Ankömmling in stürmischer Freude gleich um den Hals.

«Wann fahren wir? Wann fahren wir?»

(Schluss auf Seite 292)

Haus- und Feldgarten

Winterkurs (Schluss)

Wir lernen die Lebensvorgänge in den Pflanzen kennen.

Das dient zum bessern Verständnis für die Gartenarbeit, ist überhaupt die Grundlage dazu. Das letzte Mal haben wir uns zusammen in das wunderbare Gebilde der Wurzel vertieft. Sie ist der aufnehmende Teil, gleichsam der «Mund» der Pflanze. Das *verarbeitende* Organ ist das *Blatt,* in diesem Falle also deren «Magen». Und da es auch Luft ein- und ausatmet, wäre es auch die «Lunge» der Pflanze, also ein überaus wichtiges Organ. Das Mikroskop offenbart uns da eine Wunderwelt des Kleinen mit überaus wichtigen und hochinteressanten Lebensvorgängen. In unsere Laiensprache übersetzt, lautet das ungefähr so: Das Blatt ist, wie der menschliche und tierische Magen, eine chemische Fabrik, wo Rohstoffe in neue Stoffe umgewandelt werden.

Rohstoffe: Die Pflanzennährstoffe: Wasser, Stickstoff, Phosphorsäure, Kali, Kohlensäure usw. Sie werden von der Aufnahmestelle ins Blatt geleitet; die Kohlensäure und die Luft treten durch die Spaltöffnungen, die sich in grosser Zahl auf der Blattunterseite befinden, in das Blatt ein. Hier gelangen sie in die *Fabrikräume.* Es sind dies die zur Verarbeitung der Rohstoffe bestimmten Blattzellen.

Die *Fabrikarbeiter* erwarten sie dort; es sind die Blattgrünkörner. Sie wandeln die Kohlensäure total um; Abfallstoff ist dabei der Sauerstoff, der ausgeatmet wird. Die Kohle wird umgewandelt in Stärke und dient so der Pflanze als Aufbau- und Reservestoff.

Die *Motorkraft,* welche die Blattfabrik ankurbelt, ist das *Licht.* Daraus folgt, dass die Pflanze, d. h. deren «Magen», das Blatt, nur während des Tages «verdauen» kann. Während der Nacht werden die Fertigprodukte aus der Fabrik abgeführt, nachdem die Stärke in Zucker verwandelt worden ist.

Abfuhrbahnen sind die Blattnerven und der Blattstiel. Durch sie wird das *«Pflanzenblut»* (der Saft mit den Aufbau- und Reservestoffen) entweder direkt oder mit Hilfe der Stengelleitung zum Aufbau und zur Anlage von Reserven in alle Teile der Pflanze geführt.

Was lernen wir daraus?

Vorerst die wunderbare *Oekonomie der Schöpfung:* die Kohlensäure, für den menschlichen und tierischen Körper ein Gift, das von der Lunge aus ihm ausgeschafft werden muss, ist für die Pflanze ein Hauptnahrungsmittel und wird dort wieder zu einem wichtigen Nahrungsmittel für Mensch und Tier umgewandelt. *Nichts geht verloren!* Ein idealer Kreislauf! *Dann für die Arbeit:* Der Umwandlungsvorgang im Blatt kann sich nur vollziehen, wenn es belichtet wird. Daraus folgt:

1. Wir müssen durch *richtige Pflanzweite* dafür sorgen, dass jedes Blatt einer Pflanze voll belichtet werden kann. Das ist vor allem für die Wurzelgemüse von grösster Wichtigkeit. Ein schönes Rübli z. B. ist nichts anderes, als umgewandelte Sonnenenergie. Sonne, Sonne und noch einmal Sonne und nicht — der Mond! Nach ihr müssen wir uns bedingungslos richten. Und wieviel wird da noch durch viel zu engen Stand der Pflanzen gesündigt und dadurch der Ertrag vermindert! Das ist noch um so dümmer und unverzeihlicher, weil die Sonnenkraft gratis ist.

2. Wir müssen dafür sorgen, dass der Pflanze alle gesunden Blätter *erhalten* bleiben. In Erkenntnis der Bedeutung des Blattes eine Binsenwahrheit. Und was sagst du nun zum Abblättern des Selleries, zum Entblättern der Tomatenstauden, zum Stutzen des Lauches und dem Niederlegen der Zwiebelrohre? Schlimme Gewohnheiten, Unsinn! Und darum Hand weg davon! Im Gegenteil, wir müssen

3. der Pflanze alle Blätter *gesund* erhalten. Das führt uns zur *Schädlingsbekämpfung,* die wir wieder mit Beginn der neuen Pflanzperiode zielbewusst und rechtzeitig beginnend, durchführen wollen.

G. Roth

Der Sinn des Spielens

«O seht, der Kleine lächelt schon», sagt vielleicht die glückliche Mutter, wenn ihr Sprössling zum erstenmal das Mäulchen verzieht. Sie hat alles Mögliche probiert. Sie hat mit einem Spielzeug kleine Geräusche gemacht, mit einem Glöcklein geschellt, sie hat ihm das Näschen gekitzelt und nun das Bärli über seinem Köpfchen baumeln lassen. Und siehe da: der Kleine lächelte. Wir wissen, dass jetzt die Mutter denkt: «Wie klug er schon ist, wie er alles achtet, wie er schon spielen möchte...» Aber sie hat unrecht. Das Kindlein braucht in den ersten Monaten noch kein Spielzeug, es hat genug zu tun, zu erfahren, wozu es seine Sinne, seine Gliedchen gebrauchen kann. Es verzieht, wenn wir ihm allerlei Dinge vorhalten, vielleicht das Mündchen zum Lachen, aber in der nächsten Minute schon zum Schreien. Vielleicht wehrt es sich gegen die vielen Eindrücke, und gut tun sie ihm keinesfalls. Denn, erstens lernt es dabei leicht Schielen, regt sich unnötig auf — wo ihm doch die Ruhe am besten tut — und schliesslich liegt der Sinn des Spielens eigentlich im Lernen mit Dingen umzugehen, ihnen Seele einzuflössen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Also eigentlich geht es um eine ernste Sache, die dem Kind sozusagen mundgerecht gemacht wird. Das nur wenige Monate alte Kind kann nicht spielen. Seine Sinne sind noch nicht soweit entwickelt, dass es das Spielzeug verstehen kann, das Gaukeln vor seinen Augen schadet ihm aber vielmehr, als es nützt. Da lassen wir das Kleinste lieber mit seinen Fingerchen, mit seinen Zehen spielen, bald wird es deren Aufgabe und Möglichkeiten begreifen und dann nach weiteren Dingen greifen.

Wenn das Kind jährig ist, beginnt es den Sinn des Spielens zu erfassen und bis es zur Schule geht, wird ihm das Liebste, neben dem Essen, das Spiel sein. Jetzt ist das Spiel dem Kind nicht nur Beschäftigung, jetzt bringt es ihm wesentliche Vorteile und Erfahrungen. Im Spiel der Kinder zeigt sich bereits ihr Charakter. Kinder, die sich geduldig immer wieder mit dem gleichen Spielzeug beschäftigen können, sind ruhige Charaktere, Kinder die ungeduldig immer nach neuen Sachen verlangen, alles zerlegen und zerbrechen, von innen nach aussen kehren, sind oft sehr aufgeweckte, aber schwierige Kinder. Da aber gerade in der Spielzeit der Kinder die Anlagen und Temperamente noch sehr biegbar und formungsfähig sind, ist der Einfluss der Mutter auf das Spiel des Kindes sehr wichtig. Sie kann den Ungestümen dazu verhalten, bei einem Spielzeug zu bleiben, indem sie ihn lehrt, sich klug damit zu beschäftigen. Sie kann die Zerstörungswut eindämmen und sie in Formwillen verwandeln, sie kann die Fertigkeiten des Kindes entwickeln und es durch Lob ermutigen, durch überlegten Tadel gelegentlich rechtzeitig von verkehrtem Spieltrieb ablenken. Sie sehe aber niemals Unnützes und Ueberflüssiges im Spiel der Kleinen. Möge sie daran denken: so wie sie jetzt spielen, werden sie im Leben einst arbeiten. Mögen sie dann aber glücklich und erfolgreich sein. Im Spiel lernen sie dies.

I.

Großadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu

(Fortsetzung von Seite 283)

«Hoho, Geduld, Geduld, meine Lieben. So schnell geht das nun doch nicht. Meine Mission war nicht so leicht, und es gab da manche Schwierigkeiten mit kluger Diplomatie zu überbrücken.»

«Sind meine Vorschläge angenommen oder sind sie es nicht», wollte Kolumbus, ungeduldig werdend, wissen.

«Gewiss, gewiss. Beruhigt Euch, lieber Bruder», klopfte ihm Pater Perez auf die Achseln.

«Erzählt», drängte Diego.

«Vor allem — der König und die Königin haben Eure Pläne gebührend gewürdigt und Euren Vorschlägen Interesse entgegengebracht. Eure Feinde haben zwar nicht aufgehört, Euer Vorhaben bei Hofe zu untergraben. Man sprach von wissenschaftlicher Ignoranz, von Piratentum, blosser Abenteuerlust.»

«Diese Schurken! Ich werde es ihnen zeigen!»

«Und um all den Verleumdungen gegen Euch endlich die Spitze abzubrechen, beordern Euch die Fürstlichkeiten auf schnellstem Wege zu sich ins Lager von Santa Fé, um Euch förmlich zum Leiter der Uebersee-Expedition zu proklamieren. Hier das zu verlesende Dokument.»

Tatsächlich fand Kolumbus diese Angaben bestätigt. Endlich näherte er sich doch seinem Ziel. Noch am selben Abend machte er sich auf den Weg nach Granada, endlich die Neue Welt zu erobern.

Grossadmiral von Spanien und Vizekönig von Cipangu.